Christus und die Naturwissenschaft

Von

Dr. phil. E. Dennert

Christus und die Naturwissenschaft

Christus und die Naturwissenschaft

Von

Dr. phil. E. Dennert

Motto: Die neue Naturwissenschaft, so parador dies klingt, verdankt ihren Ursprung dem Christentum.   E. du Bois-Reymond.

1.—3. Tausend

Stuttgart
Verlag von Max Kielmann

Druck von Strecker & Schröder, Stuttgart

Einleitung.

Sein Erdenweg war schwer und steil. Die Menschen verstanden ihn nicht, ein einsamer Wanderer ging er durch das Leben, aber mit ihm ging sein Vater im Himmel, mit dem er sich ganz eins wußte. Aber als er den schwersten Weg gegangen war, nach Golgatha, als er mit seinem Tode sein Leben und sein Lieben besiegelt hatte, da wurde er zu einer Kraftquelle für die ganze Welt, und von ihm gingen Ströme des Segens aus, unerschöpflich, nie versiegend, alles befruchtend, alles veredelnd, den Schmerz heiligend, die Sünde tilgend. Sein Geist baute ein Reich Gottes auf der Erde; eine Kirche erwuchs aus seinem Blut. Millionen von Menschen lebten und starben auf seinen Namen, und durch die Lande flog der Ruf: Christus herrscht!

Der Brunnen des Heils blieb freilich nicht immer ungetrübt, an ihm saßen ja Menschen, um zu schöpfen, und wo Menschen sind, da kann es nicht immer rein bleiben. Sie bohren und bohren, und das Wasser

wird mit irdischen Stoffen verunreinigt, sie fügen ihre eignen Fündlein hinzu, und die sind nicht immer fein.

Jahrhunderte kamen und gingen, und der Bau, der aus dem Kreuz auf Golgatha erwuchs, wurde größer, er erhielt neue Räume, aber die Menschenkinder in ihnen lebten nicht immer wie Kinder eines Gottes, wie Brüder des Erstlings, wie Jünger ihres Meisters. Stürme tobten von außen und rüttelten an den Mauern, Stürme brachen aus im Innern und bedrohten noch mehr als die anderen das große Werk des Geistes Gottes.

Und heute?

Ein starkes Sehnen geht durch die Welt. Arme strecken sich empor zum Himmel und Herzen wenden sich aufwärts zum Licht. Sie möchten alle Frieden haben, aber wo suchen sie ihn? — Kann Sinnengenuß ihn geben, kann die Wissenschaft ihn ersetzen, bietet ihn die hehre Kunst? — O ihr Menschen alle mit starkem Geist und mit brennendem Herzen, gleich euch suchten sie zu allen Zeiten, sie suchten mit derselben Sehnsucht, an denselben Quellen und — verdursteten. Aber neben all den Verschmachtenden waren stets solche, die Frieden fanden und Frieden gaben. Woher nahmen sie ihn? Nicht aus eigener Kraft, nicht aus irdischen Quellen. Vom Wanderer auf Galiläas Fluren, der es wagen durfte, das gewaltigste Wort auszusprechen, das je über eines

Menschen Lippen kam: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!" — von ihm gingen durch alle Zeiten Ströme des Lebens aus. Dorthin geht, ihr Schmachtenden, und schöpfet Kraft.

Auch heute noch? — Wirklich?

Wie! Du mutest uns zu, an alle die Märlein zu glauben, uns, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts mit seinem hochgespannten Wissen und seinem nüchternen Welterkennen? — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Der einsame Wanderer bis zum Kreuz ist den Menschen von heute zu einem Gegenstand des Mitleids geworden. „Ein edler Schwärmer" — das ist noch das Beste, was viele von ihm sagen. Er hatte keinen Wirklichkeitssinn, er verachtete das rein Menschliche, ja auch die Natur. Was soll man nun aber heute noch von einem solchen Manne halten? Seine Lehren sind ja in unserer Zeit gar nicht mehr zu befolgen, und wie kann man ihn denn überhaupt heute noch als maßgebend ansehen, heute, in dem Zeitalter der Naturwissenschaft und des gesunden Wirklichkeitssinns! Einen modernen Menschen muß ja diese Schwärmerei ohne alle Berücksichtigung des wahren Lebens und der Natur abstoßen. Unsere Zeit führt ein neues Weltbild herauf, was sollen wir da noch mit einem Manne, der sich so ganz an die alten Formen des Denkens hielt, dem die Natur ein unreines und beflecktes Ding war, um das man

sich am besten nicht kümmert, und der auch das Wesen des Menschen so ganz verkannte und überall nur Sünde sah, wo es sich doch um ein ganz natürliches Ausleben handelt.

So und ähnlich hört man es heute auf den Gassen der Welt schallen, und die Leute, die so sprechen, kommen sich recht klug und weise vor. Und doch, soviel Sätze, soviel Irrtümer! Es ist gar traurig, daß viele Menschen so gedankenlos und so unwissend sind, daß sie in solche Reden einstimmen. Wer so spricht, hat niemals mit wirklichem Ernst und mit Liebe zur Wahrheit in jener Schrift geforscht, welche von ihm handelt, über den die Leute so leichthin aburteilen.

Um den Mann von Golgatha und seine Kraft den modernen Menschen wieder näher zu bringen, ist daher vor allem eines notwendig, nämlich jene Vorurteile aus dem Weg zu räumen, die sich sonst immer unausrottbarer in die Herzen der Menschen von heute einnisten. Hatte er in der Tat keinen Wirklichkeitssinn? Verachtete er die Natur? Muß man heute im Zeitalter der Naturwissenschaft wirklich auf ihn mit mitleidsvollem Lächeln herabsehen, weil er so gar nichts von der Natur wußte und weil er in den abergläubischen Ideen des Altertums befangen war? Können wir daher als moderne Menschen, die etwas von der Natur wissen, ihn noch als den ersten unter den Menschenkindern ansehen, wenn

er in so schweren Irrtümern befangen war? Dürfen wir ihm heute noch folgen, wenn er so gar keinen Sinn für die Wirklichkeiten der Erde und des Lebens besaß? Kurz, ist er nicht in der Tat im besten Fall nur ein einsamer, edler Schwärmer gewesen?

Das sind Fragen, die von größter Bedeutung sind, wenn man Christus wieder für die Gegenwart in das rechte Licht stellen will. Wir wollen daher in den folgenden Zeilen zu ihrer Beantwortung beitragen, indem wir die *eine* Frage stellen und untersuchen: *Wie stand Christus zur Natur und Naturwissenschaft?* Verkannte er wirklich in bezug auf sie die Wirklichkeit?

Es tut ganz gewiß not, die Gestalt des Edelsten und Höchsten, den die Welt trug, einmal von dem ungerechtfertigten Tadel zu reinigen, mit dem ihn heute der Unverstand so oft überhäuft. Erklärt doch Häckel in seinen in immer weitere Kreise eindringenden „Welträtseln" (S. 360) Christus für einen ungebildeten Menschen, womit er sicherlich auch seine Stellung zur Natur und Naturwissenschaft kennzeichnen will; denn sein Wort lautet u. a.: „auch hatte er von dem hohen Zustande der Welterkenntnis, zu dem griechische Philosophie und Naturforschung schon ein halbes Jahrtausend früher sich erhoben hatten, keine Ahnung." Bringt es doch Dodel fertig, das große Herrnwort: „Selig sind, die da geistlich arm sind!" — zu deuten als: selig sind „die Unwissenden, die Blöden

und Dummen," indem er in komischer Unwissenheit geistlich und geistig verwechselt. Angesichts solcher Verständnislosigkeiten also werfen wir jetzt die Frage auf: W i e s t a n d C h r i s t u s z u r N a t u r u n d N a t u r w i s s e n s c h a f t?

I.

Unsere Frage muß zunächst eine kleine Berichtigung erfahren. Bekanntlich ist die eigentliche Naturwissenschaft ein Kind der Neuzeit, sie tritt erst mit dem Ausgang des Mittelalters in den Reigen der Wissenschaften ein, und wenn man daher heute von Unkenntnis oder Verachtung der Naturwissenschaft seitens Christi reden wollte, so wäre dies im Grunde genommen eine Torheit. Man kann gar nicht davon sprechen; denn etwas, was noch nicht existiert, kann man doch auch nicht verachten. Spricht man aber allgemein von „Wissenschaft", so hat dies schon eher Sinn. Es ist daher viel richtiger, nach der Stellung zu fragen, welche Christus zur *Natur* einnahm, und nach seiner *Naturauffassung*. Dann freilich wird man fragen dürfen: Kann ein moderner Mensch, der auf dem Boden der Ergebnisse *heutiger Naturforschung* steht, noch die *Naturauffassung* Christi teilen? In diesem Sinne kann dann aber doch auch die Frage lauten: wie steht Christus zur *Naturwissenschaft*? Und in diesem Sinne auch wird weiter die Frage aufzuwerfen sein, ob nicht die Naturauffassung Christi derartig war, daß sie die

Entwicklung der Naturwissenschaften für die Folgezeit hinderte; denn selbstverständlich kann die Auffassung, welche man von dem Objekt einer Wissenschaft hat, hier also von der Natur, jene in ihrer Entwicklung hemmen, das ist ja ganz unzweifelhaft und läßt sich aus der Geschichte aller Wissenschaften reichlich beweisen. Und wie wichtig diese Frage ist, das geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß man ja gerade das Christentum und seine Naturauffassung für den Stillstand der Wissenschaften im Mittelalter verantwortlich gemacht hat. Ist dies also berechtigt?

Eines ist freilich wahr: das ganze Mittelalter war für die Naturwissenschaft durchaus unfruchtbar. Im Grunde genommen hat diese lange Zeit keine andere Bedeutung für die Wissenschaft, als daß sie die Kenntnisse des Altertums der Neuzeit überlieferte. Die eigene Produktionskraft des Mittelalters ist im Verhältnis zu der langen Zeit ganz verschwindend. Da nun im Mittelalter die christliche Geistesrichtung die herrschende war, so schließen manche: also sind das Christentum und seine Urheber die Ursache jenes Stillstandes. Prüfen wir zunächst diesen Schluß, da er doch mit unserem Thema in engem Zusammenhang steht, indem wir die Geschichte der Naturwissenschaft in großen Zügen an uns vorbeiführen.

Es ist, wie schon erwähnt, im Grunde genommen nicht angängig von einer vorchristlichen Naturwissenschaft zu reden; wenn man es doch tun will,

so konzentriert sie sich um den Namen Aristoteles. Allerdings gab es noch einige andere Weltweise, welche Lehren über die Natur aufstellten, ja einigen verdanken wir physikalische Gesetze und Apparate (z. B. Archimedes und Hero), Thales von Milet soll die erste Sonnenfinsternis vorausgesagt haben, und Aristarch von Samos behauptete die Bewegung der Erde um die Sonne. Allein eine systematische und, wir geben es unumwunden zu, in vielen Punkten bewundernswerte Lehre über die Natur finden wir nur bei Aristoteles. Er starb 322 v. Chr. In dem vorchristlichen Altertum hatten die Menschen also noch über dreihundert Jahre lang Gelegenheit, die ihnen von Aristoteles überlieferten Kenntnisse zu einer wirklichen Naturwissenschaft auszubauen. Allein diese ganze Zeit nach Aristoteles war ebenso unfruchtbar wie die langen Jahrhunderte vor ihm. Dafür ist das Christentum also doch wohl nicht verantwortlich zu machen.

Und nun die nachchristliche Zeit? Ich denke, schon ein allbekannter Umstand muß doch jedem unbefangenen Beobachter zu denken geben: nicht nur die christlichen, sondern auch die nichtchristlichen Völker des Mittelalters leisteten in den Naturwissenschaften nichts Neues und Selbständiges, auch ihre Arbeit bestand lediglich in einem oft recht geistlosen Wiederkäuen des Aristoteles, der das ganze Mittelalter hindurch in unserer Wissenschaft eine unbeschränkte

Alleinherrschaft ausübte, man bedenke: ein Heide, kein Christ. Von diesem Urteil darf man auch die Araber nicht ausnehmen, sie sind es ja gerade gewesen, die dem christlichen Abendland den Aristoteles brachten und mit ihm auch noch ein ganz falsches Problem, das für einen Teil der Naturwissenschaft die Quelle vieler Irrtümer und vieler vergeudeter Arbeit wurde, nämlich die Sucht, Gold zu machen, und die damit verbundene Jagd nach dem märchenhaften „Stein der Weisen". Diese Irrtümer überkamen die Christen also von den Arabern, bzw. durch sie aus dem alten Ägypten. Es ist daher eine Geschichtsfälschung, wenn man die Araber auf Kosten der christlichen Völker hinsichtlich ihrer naturwissenschaftlichen Leistungen in den Himmel erhebt, wie es oft geschieht.

Es gibt aber noch einen Punkt, den wir nicht übersehen dürfen, weil er für die in Rede stehende Frage äußerst interessant ist. Die Träger der Naturwissenschaften in dem christlichen Mittelalter waren — Mönche, also die damals besonders typischen Vertreter des gescholtenen Christentums.

Die ersten Jahrhunderte nach dem Auftreten Christi waren eine Zeit gewaltigen Ringens auf politischem und religiösem Gebiet. Das untergehende klassische Altertum hatte alle seine Kraft verloren und erwies sich als völlig unfähig, aus sich heraus eine Naturwissenschaft, ja auch nur eine unbefangene

Naturauffassung zu erzeugen, zur wissenschaftlichen Betätigung fehlte ihm auch obendrein angesichts des immer mehr sich entwickelnden Kampfes mit dem aufstrebenden Christentum jene klassische Ruhe der Alten, welche doch für eine fruchtbare wissenschaftliche Arbeit so segensreich sein mußte. Ja, was haben denn die „großen" Weisen jener Zeit für die Naturwissenschaft getan und wie sahen sie die Natur an? Von Plotin, dem bedeutendsten Vertreter des Neuplatonismus (205—270 n. Chr.), erzählt man, er habe sich seines Körpers geschämt und habe ihn nach Möglichkeit vernachlässigt, um ihm seine Verachtung zu beweisen. Die Materie ist ihm etwas Niedriges, das „Urübel", und die Sinnenwelt, welche durch Vereinigung von Seele und Materie entsteht, ist ein trügerischer Schein der Wahrheit. Konnten solche Anschauungen zu einer erfolgreichen Naturforschung führen? Daneben ist der Neuplatonismus von mystischen Gedanken durchwebt, und ein anderer Vertreter desselben, Jamblichos, verquickte ihn mit Wahrsagerei und Zauberei. Dem letzten bedeutenden Vertreter dieser Philosophie, Proklos (412—485), wird zwar große Schärfe und Gelehrsamkeit, aber auch „übertriebenster Aberglaube" und „Schwärmerei" nachgesagt. Und diese Männer standen auf der Höhe des damaligen Heidentums. Nicht nur die herrlichen Tempel und Säulen Griechenlands, sondern auch die geistigen Errungenschaften ihrer Vorgänger

zerfielen unter den Händen dieser kleinen und schwächlichen Epigonen.

Ist es zu verwundern, daß sich das Christentum zu solchen geistigen Genüssen, wie sie das damalige Heidentum darbot, nicht hingezogen fühlte? Zudem mußten die jungen und kräftigen, sich ihm zuwendenden Völker erst erzogen werden, um wissenschaftlich arbeiten zu können. Mit den Stürmen der Völkerwanderung ging das Altertum völlig zu Grabe, und die sein Erbe antretenden Barbaren waren nicht imstande, die geistigen Güter des Altertums aus dem Schutte herauszuheben und sich selbst anzueignen. In den folgenden Jahrhunderten lag dann die ganze christliche Welt im Kindheitsalter und hatte viel zu viel mit ihrer sonstigen Entwicklung zu tun, als daß sie an Wissenschaft und Kunst hätte denken können. In dieser langen und öden Zeit, deren Charakter also wahrlich nicht in dem Christentum (es sei denn ein völlig mißverstandenes), sondern in den sonstigen Lebens- und Weltverhältnissen begründet war, sind es fleißige Mönche gewesen, welche den schwachen Funken naturwissenschaftlicher Erkenntnis aus dem Altertum in die Neuzeit herüberretteten. Es war freilich nur wenig, was man von Aristoteles her wußte, bezw. aus seinen Schriften erforschte, und unter diesem Wenigen gab es viele Irrtümer, allein man hielt an ihm fest, wie an einem Evangelium. Es ist also schon dies eine im höchsten Grade bemerkens-

wert: wenn damals die Formel „der Meister hat es gesagt" das A und O jedes Beweises war, so meinte man mit diesem Meister nicht Christus, sondern den Heiden Aristoteles.

Und Aristoteles war nicht der einzige heidnische Gewährsmann des christlichen Mittelalters: Hippokrates und Galenus beherrschten die Medizin, und jene naive Auffassung von Himmel und Erde, nach der sich die Sonne um die Erde drehen soll, ist nicht etwa, wie man nach den Worten von Dodel, Bebel usw. denken sollte, in dem Kopfe eines Christen zu einem System geworden, sondern sie wurde im zweiten Jahrhundert n. Chr. von dem Heiden Claudius Ptolemäus ausgebaut. Zudem besagte sie ja auch nichts anderes, als was damals wie heute der naive Augenschein der Menschen lehrt. Aber nicht nur die Christen des Mittelalters hingen diesem irrigen System und anderen Irrtümern an, sondern auch die Araber u. a. Nirgends sehen wir im Mittelalter ein helles Aufscheinen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, weder bei Christen, noch bei Mohammedanern und Heiden. Wie kann man denn dann das Christentum für jenen langen Stillstand verantwortlich machen?

Und das Ende? — ein gläubiger Christ, Baco von Verulam, durchbrach den Bann des Aristoteles, der auf der Welt lag; ein gläubiger Christ, Kopernikus, schob die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt; ein gläubiger Christ, Galilei, wurde

mit seiner glänzenden Befolgung der induktiven Methode einer der ersten Väter der Physik; gläubige Christen, Paracelsus und Robert Boyle, zertrümmerten den Wahn der Alchemisten und wiesen den Stein der Weisen dorthin, wohin er gehört, in das Reich der Fabel usw. Man weise mir auch nur einen einzigen Heiden nach, auch nur einen Christen von heidnischer Gesinnung, der mit dazu beigetragen hat, die Naturwissenschaften aus dem Sumpf des Mittelalters emporzuheben. Kann also das Christentum die Quelle der mittelalterlichen Irrtümer sein? Kann geschichtlicher Sinn es verantworten, dieses Märchen weiter zu tragen?

Die eben aufgezählten Tatsachen möchten nun im Grunde genommen schon genügen, um es recht zweifelhaft erscheinen zu lassen, daß der Stillstand der Naturwissenschaften während des Mittelalters auf die christliche Lehre und dann also indirekt auf den Gründer der christlichen Religion zurückzuführen sei. Allein nun ist es ja freilich ab und zu vorgekommen, daß Christen des Mittelalters die Natur verachteten und für ein Übel erklärten, und auf solche einzelne Zeugnisse berufen sich die Gegner des Christentums gar gern, als ob man das letztere für die Torheiten seiner einzelnen Glieder verantwortlich machen dürfe! Aber um diese immer wieder auftauchenden Behauptungen zu entkräften, ist es doch nötig, auf den Ursprung des Christentums zurückzugehen und unsere

Frage zu beantworten: wie stand Christus zur Natur? Das eben Erörterte wird uns schon einen wertvollen Hintergrund für die Antwort bilden, welche wir aus den Quellen über die Reden Christi, aus den Evangelien zu entnehmen haben. Allein nachdem wir soeben in allgemeinen Zügen die Entwicklung der Naturwissenschaft verfolgt haben, müssen wir nun diesen Hintergrund noch etwas weiter ausbauen und dabei genauer auf die Ansicht eingehen, welche die Weltweisen und die Völker der Zeit Christi von der Natur hatten, sowie auch auf die Art und Weise, wie sie die Natur behandelten, denn dies wird uns um so schärfer die Stellung Christi in das richtige Licht rücken.

Es ist ganz natürlich, daß die erste Philosophie der Menschen von der Natur selbst ausging. Sie, die den Menschen allenthalben umgab und die in sein Leben fortwährend eingriff, hier wohltätig, dort verhängnisvoll, sie mußte sein erwachendes Verlangen nach Erkenntnis zuerst anregen und ausfüllen. So steht denn in der Tat die Natur und ihre Erklärung in dem Mittelpunkt der Philosophie der ersten uns bekannten Weltweisen Griechenlands, der sog. jonischen Naturphilosophen. Es waren Männer, deren Weisheit und Tugend bei ihren Zeitgenossen berühmt war, aber im Mittelpunkt ihres Interesses standen doch die Geheimnisse der Natur, welche sie durch zum Teil recht gewagte Spekulationen zu erklären

und zu enthüllen suchten. Thales von Milet, den wir schon nannten, ging von der alten Sage aus, daß Okeanos und Tethys die Erzeuger der Welt seien und leitete letztere aus dem Wasser als dem Grundprinzip aller Dinge ab. Eingehende Ansichten über die Welt, ihr Wesen und ihr Werden haben sich uns erhalten von Anaximander und Anaximenes, immer sind es kosmologische Lehren, welche ihre Weisheit ausmachen und immer sind sehr viel Aberglaube und seltsame Märchen mit ihren Lehren verquickt. Daß sie dabei auch schon in ihrer Weise Naturwissenschaft trieben, scheint man annehmen zu dürfen, wird doch, wie schon gesagt, dem Thales die Berechnung von Sonnenfinsternissen zugeschrieben, ob mit vollem Recht, weiß man nicht; auch kannte er schon die Eigenschaft des Magneten Eisen anzuziehen, Anaximander soll die Sonnenuhr erfunden und geographische Karten angefertigt, Anaximenes die Schiefe der Ekliptik berechnet haben.

Auch bei den Nachfolgern der jonischen Naturphilosophen spielte die Erkenntnis der Natur eine große Rolle und wurde mit ihren übrigen Ansichten vermengt. Besonders charakteristisch ist dies bei den Pythagoräern. Bekanntlich bauten sie ihre Lehren auf der Mathematik auf, ist doch einer der bekanntesten Lehrsätze dieser Wissenschaft für alle Zeiten mit dem Namen Pythagoras verknüpft. Aber sie trieben auch Astronomie und Musik, so fanden sie

z. B. die Zahlenverhältnisse der harmonischen Töne, ein Umstand, der sie dann veranlaßte, die Ordnung und Bildung des Kosmos überhaupt auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen. „Das Wesen aller Dinge ist die Zahl", das war das Fundament ihrer Lehre. Die Art und Weise, wie sie sich die Welt entstanden dachten, ist wieder des Phantastischen voll. Aber auch dem Menschen wandten die Pythagoräer schon mehr Interesse zu. Sie führten ein streng sittliches Leben und hatten einen geheimnisvollen religiösen Kultus.

Es ist nicht nötig, alle Philosophen des klassischen Altertums hier vorzunehmen, es genügt, zu sagen, daß sie alle noch der Natur einen Hauptteil ihrer Lehren einräumen, ohne eigentlich Naturforscher zu sein: Xenophanes, der Urheber der vier alten Elemente (Feuer, Wasser, Luft und Erde), dessen Lehren sonst einen durchaus sittlich religiösen Kern hatten, Heraklit „der Dunkle" mit seiner Schrift „Über die Natur", für den die Welt ein ewiger Verwandlungsprozeß aus dem Feuer war und der eine strenge Sittenlehre und eine aristokratische Lehre vom Staat aufstellte, Demokrit, der Vater der Atomlehre u. a. Nun aber wurde der Mensch mehr und mehr der Hauptgegenstand des philosophischen Denkens, so besonders bei dem großen Dreigestirn des klassischen Altertums: Sokrates, Plato und Aristoteles. Allein es ist doch sehr bezeichnend, daß gerade von

ihnen die Einteilung in Logik, Ethik und Physik stammt. Also auch hier spielt die Erkenntnis der Natur eine wichtige Rolle, haben wir doch auch schon darauf hingewiesen, daß Aristoteles als der erste wahre Naturforscher anzusehen ist. Und wenn nun auch in der Folgezeit die rein menschlichen, ethischen Fragen entschieden in den Vordergrund treten, ja wenn sich schließlich die griechische Philosophie in mystische Grübeleien ohne jeden Wert verliert, so können doch alle diese Denker nicht umhin, neben der Ethik und Logik auch noch Physik als die Lehre von der Natur und Politik als Lehre vom Staat zu behandeln und darin die Welt mit allerhand ebenso unnötigen wie irrigen Ideen zu beglücken.

Würden wir statt der Griechen irgendein anderes Volk des Altertums nehmen und nach den Lehren seiner weisesten Männer fragen, so wäre das Ergebnis ein ähnliches: überall werden religiöse und sittliche Lehren mit abergläubischen Ansichten von der Welt und ihren Dingen verquickt. Es muß genügen, hier auf diese Verhältnisse bei dem begabtesten Volk hingewiesen zu haben, das die Welt des Altertums aufzuweisen hat.

Und nun, wie steht es heute mit diesen Lehren? wohl haben sie zum Teil befruchtend gewirkt und sind zur Grundlage selbst unserer modernen Bildung geworden, es wäre undankbar, wollten wir dies nicht voll und ganz anerkennen. Allein das meiste, was

diese für ihre Zeit und zum Teil für alle Zeiten hochbedeutsamen Geister hervorgebracht haben, ist zerstreut wie Spreu, oder es liegt verstaubt in den Akten der Geschichte vergraben. Wer schaut heute noch nach ihnen aus, wenn es sich nicht gerade um die drei größten handelt? Und wer nimmt auch selbst den Aristoteles heute noch als Autorität in Sachen der Natur an? „Er hat es gesagt!" Damit war für die Schüler des Pythagoras sein Ausspruch bewiesen und erledigt, und heute wissen die allermeisten gebildeten Menschen von diesem Mann, den seine Zeitgenossen wie einen Gott verehrten, nichts als den ihm zu Ehren benannten mathematischen Lehrsatz: So geht es den Weisen dieser Welt.

* * *

Haben wir bisher von einzelnen hochstehenden Männern und ihren Lehren gesprochen, so ist es von nicht geringerem Interesse, die Stellung der alten Völker zu der Natur zu betrachten.

Da gedenken wir zunächst der Chinesen, und zwar deshalb, weil sie noch heute existieren. Sie besitzen eine uralte Kultur, sie haben bereits 1100 Jahre v. Chr. ihre astronomischen Beobachtungen gemacht. Allein seitdem stehen sie auch in ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis still. Wie Mumien oder Versteinerungen aus einer längst vergangenen Zeit muten sie uns an. Weshalb denn dieser im höchsten Grade

auffallende Stillstand? Ganz gewiß liegt eine Ursache dafür in dem Umstand, daß sie ihre religiösen Anschauungen mit naturwissenschaftlichen vermengten, wenn man von letzteren bei ihnen überhaupt reden darf. Sie vergötterten die Natur und zogen dadurch einen Aberglauben groß, welcher eine nüchtern wissenschaftliche Betrachtung der Natur von vornherein ausschloß.

Nicht anders ging es mit den Indern und den Ägyptern. Letztere z. B. glaubten ja bekanntlich an eine Inkarnation oder Fleischwerdung der Götter: alle wichtigen Gottheiten hatten ein ihnen heiliges Tier, das man deshalb selbst wie den Gott verehrte. Solch ein Tier zu töten oder auch nur zu beleidigen, galt als ein schweres Verbrechen. So wurde den Ägyptern die Natur unnahbar, und wie hätten sie diese also bei solcher Auffassung erfolgreich erforschen können!

Die heute so hochgestellten Babylonier haben ja allerdings schon mannigfache astronomische Beobachtungen gemacht, allein sie vergötterten dabei wieder die von ihnen beobachteten Gestirne, und dadurch sind sie die Urheber jenes die Wissenschaft hemmenden astrologischen Aberglaubens geworden, der aus den Gestirnen das Schicksal des Menschen lesen will. Und die Naturmächte waren ihnen Riesen und Drachen, mit denen die Götter kämpfen mußten. Man denke nur an den Kampf Marduks mit Tiamat in der

bekannten und heute vielfach besprochenen babylonischen Schöpfungssage.

Und nun die **Griechen** und **Römer**, jene hochbegabten Träger einer hohen Zivilisation? Auch sie vergötterten die Natur, sahen in Wald und Flur Nymphen, in den Quellen Najaden, in dem bewegten Meere herrschte Poseidon, die Sonne war Hestias Sitz, im Donner waltete Zeus, der oberste Gott selbst usw. Es ist ganz selbstverständlich, daß eine solche Naturreligion eine ernste Erforschung der Natur nicht aufkommen lassen konnte. Und — sehr bezeichnend — wenn es einmal bei den Griechen Männer gab, welche geläutertere Anschauungen von der Natur äußerten, so wurden sie von dem Volk und ihrer Zeit für „Atheisten" erklärt, d. h. für Gegner der herrschenden Volksreligion, des griechischen und römischen Polytheismus. In Wahrheit aber waren sie Theisten: sie ahnten und fühlten die kommende monotheistische Weltreligion. Sokrates mußte seine Stellung den Göttern gegenüber mit dem Schierlingsbecher büßen; Aristoteles, den wir schon als den Vater der Naturwissenschaft genannt haben, starb, der Gottesleugnung angeklagt, in der Verbannung; Demokrit, der Urheber von einer Art Atomlehre, war als Atheist im Sinne seiner Zeit verschrieen; Aristarch von Samos, der die Bewegung der Erde um die Sonne behauptete, wurde angeklagt, er verschöbe den Mittelpunkt der Welt und störe Hestias Ruhe.

Und welch einen Unsinn zeitigte die ganz unberechtigte Verquickung von religiösen Dingen mit unverstandenen und oberflächlich gemachten Naturbeobachtungen, wenn die Römer aus den Eingeweiden der geopferten Tiere und aus dem Vogelflug weissagen ließen, und das geradezu von Amts wegen. So artet hier der Glaube aus in Aberglauben, und das wurde um so schlimmer, je mehr die ganze Religion versumpfte und je mehr infolgedessen eine bodenlose Sittenlosigkeit einriß. — Aber auch die Weisen jener Zeit, die sich mit Ekel von einer solchen Religion abwandten, konnten sich abergläubischen Vorstellungen nicht entziehen. Es ist bemerkenswert, daß der einzige römische Zeitgenosse Christi, den man allenfalls noch einen Naturforscher nennen könnte, Plinius, gedankenlos zusammentrug, was er von anderen über die Dinge der Natur erfahren konnte, wobei es ihm durchaus nicht gelang, sich der kritiklosen Leichtgläubigkeit und dem bodenlosen Aberglauben seines Volkes zu entwinden. Der Polytheismus mußte eben erst von Grund aus vernichtet und an seine Stelle der Monotheismus des Christentums gesetzt werden.

Gewiß, oft liegt ja ein tiefer und anziehender Sinn in jenen alten Naturmythen der Griechen u. a., es wehte durch sie ein poetischer Hauch, den man ungern preisgab, und als daher die griechische Religion ihrem Untergang entgegenging, da haben sich edle

Geister wohl bemüht sie zu retten und zu vergeistigen. Umsonst! es war und blieb ein Unding, die Religion mit der Natur zu vermengen; denn dadurch wurden beide, Religion und Natur, in Fesseln geschlagen und war beiden die Möglichkeit genommen, sich frei zu entwickeln. Und wenn nun Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ den alten, untergegangenen Göttern nachtrauert, so klingt das ja ganz schön und romantisch, allein, scheuen wir uns nicht es auszusprechen, es ist im Grunde genommen doch nur eine Gedankenlosigkeit.

Als das Christentum seinen Siegeslauf begonnen hatte, traten bei den Nichtchristen an die Stelle der alten Götter Dämonen, und den naiven Glauben an die Naturgötter ersetzte der Mystizismus der neuplatonischen Philosophie. Konnte er mehr leisten als der alte Glaube? Ganz gewiß nicht; denn sein Aberglaube vermochte die Natur auch nicht zu befreien, und auch der aufgeklärte Julian der Abtrünnige, der im Kampf gegen den christlichen Monotheismus unterlag, betete die Sonne als Gottheit an und glaubte an Dämonen in der Natur.

Und was folgt nun aus alledem? — Machen wir hier nicht immer wieder die Beobachtung, daß die Völker des Altertums, und die begabtesten allen voran, eine Naturauffassung hatten, welche jede wissenschaftliche Betrachtung und Erforschung der Natur von vornherein ausschließt? So liegt denn also ganz unzweifelhaft ein Hauptgrund für die geringe

und langsame Entwicklung der Naturwissenschaften bei den nichtchristlichen Völkern des Altertums in ihrer Naturreligion, in ihrem Glauben, daß in den Naturkörpern usw. göttliche Wesen herrschten, ein Glaube, der ganz selbstverständlich eine heilige Scheu vor der Natur erzeugte und damit ein bedeutsames Hindernis wurde, in die Geheimnisse der Natur einzudringen. „Tritt ein, auch hier sind Götter!" so schallte es dem Menschen der alten Zeit auf Schritt und Tritt entgegen, und wo Götter sind, da durfte er nicht mit unheiligen Händen forschen. Mit diesen Naturgöttern, mit dieser Anschauung mußte erst voll und ganz gebrochen werden, ehe der Morgen der Freiheit der Wissenschaft anbrach.

Von woher brach er an?

II.

Um diese unsere letzte Frage zu beantworten, untersuchen wir nur die Stellung Christi und seiner Lehre zur Natur.

Christus verfolgte einen ganz anderen Zweck als jene griechischen Philosophen. Es kam ihm gar nicht darauf an, die Welt, ihr Wesen und ihre Entstehung zu erklären. Er spricht mit keinem Wort von der Erkenntnislehre und von logischen Gesetzen. Er beschäftigt sich nicht mit Politik und mit den Verhältnissen des Staates, — die einzige auf letztere bezügliche Äußerung Christi ist jenes großartige Wort, mit dem er der Versuchung der Pharisäer entgegentritt: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Christi Lehre ist rein religiöser und ethischer Natur. Es muß auf das schärfste hervorgehoben werden, daß sie sich niemals an den Verstand wendet, sondern an das Herz. Sie will also auch gar nicht etwa die Wißbegierde befriedigen, sondern sie will das in jedem Menschen schlummernde Sehnen stillen, das nach Frieden ausschaut und nach etwas Besserem, als die Welt mit all ihrer Weisheit bisher den besten ihrer Kinder geboten hatte.

Daraus ergibt sich schon dreierlei, wodurch Christus so hoch über allen anderen Weisen und auch über allen anderen Religionsstiftern steht. Erstens greift er niemals in das öde Parteigetriebe der Menschen ein. Nun nehme man irgendeinen anderen Weisen des Altertums: stets trieben sie mit ihrer Weisheit Politik, gerieten damit geradeswegs in die Parteiungen hinein und wurden vielfach dann von ihren Wogen mit fortgerissen. Christus dagegen steht durchaus über den Parteien der Menschen. Er selbst versagte sich jede Stellungnahme zu den Fragen des politischen Lebens. Und wie es damals war, so kann es wenigstens heute auch noch sein. Unsere deutschen Verhältnisse sind dafür nicht recht maßgebend; denn bei uns hat sich allerdings eine wunderliche Scheidung vollzogen, so daß politischer und religiöser Liberalismus und Konservativismus fast stets zusammenfallen. Bei uns sind die Fragen des öffentlichen Lebens oft genug mit religiösen Dingen vermengt, aber davon abgesehen, sollte es doch möglich sein als Christ jeder politischen Partei anzugehören, sofern sie sich nicht selbst antichristlich stellt oder Unchristliches von ihren Gliedern verlangt. In anderen Ländern, wie z. B. in England, ist es auch tatsächlich so.

Wie wichtig es aber ist, daß Christus sich in politischen und auch wissenschaftlichen Dingen so ganz zurückhielt, das wird noch immer nicht genug

gewürdigt: dadurch hat er seinen Jüngern die Stellung gegenüber der Wissenschaft und Politik sehr viel leichter gemacht. Man denke es nur einmal aus, wie es heutzutage sein würde, wenn Christus gleich jenen griechischen Philosophen und anderen Weltweisen naturwissenschaftliche und politische, seiner Zeit entsprechende Lehrsätze und Anschauungen aufgestellt und ihre Annahme von seinen Jüngern verlangt hätte. Wie schwierig wäre dann die Stellung des Christen heutzutage! Nichts wäre sicherer, als daß dann Christi Worte längst veraltet und widerlegt wären, wie es doch den Worten so vieler seiner Zeitgenossen gegangen ist. Nun finden wir aber gar nichts in seinen Reden, was der Naturforschung einer späteren Zeit irgendwie vorgreifen und ihre Ergebnisse in Frage stellen könnte; er denkt gar nicht daran, über die Natur zu philosophieren und über ihre Entstehung usw. allerhand Lehrsätze aufzustellen, ihm genügt die eine für ihn allerdings unerschütterliche Tatsache: Gott ist der Schöpfer und Erhalter dieser Welt. Durch dieses sein Verhalten ist nun aber auch für alle Zeiten die Möglichkeit ausgeschlossen, daß er sich zu der Naturwissenschaft der Zukunft irgendwie in Gegensatz setzen könnte und daß ein Naturforscher der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als solcher an seiner Lehre einen Anstoß nehmen könnte. Welcher Mensch hat je sonst auf Erden das erschreckend kühne Wort aussprechen dürfen: „Himmel und Erde werden

vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen?"
Er durfte es aussprechen, und es wird in alle Ewigkeit wahr bleiben

Es ist, wie gesagt, von außerordentlicher Wichtigkeit, diesen Punkt aufs schärfste hervorzuheben: ein Naturforscher unserer Tage hat in der Tat keinen Schatten von Recht, irgendeine Stelle der Reden Christi vom modern naturwissenschaftlichen Standpunkt aus anzugreifen; denn sie enthalten gar keine naturwissenschaftlichen Lehrsätze, Weisungen und Hypothesen, die dazu Anlaß geben könnten. Und die Geschichte der Naturwissenschaften hat dies auch bewiesen; denn es hat in den letzten Jahrhunderten stets neben strenggläubigen Naturforschern religiös freisinnige und einige, wenn auch verschwindend wenige, atheistische gegeben, Jünger Christi im edelsten und strengsten Sinne des Wortes, einige ihm gleichgültig gegenüberstehende Männer und nur wenige Feinde. Wie wäre dies möglich, wenn nicht das Christentum als solches mit naturwissenschaftlichen Dingen gar nichts zu tun hätte. Die Jüngerschaft Christi hängt eben von ganz anderen Dingen ab als von Mikroskop, Retorte und Röntgenröhre.

Nun könnte man ja vielleicht versucht sein, das, was ich eben hier erörterte, damit zu erklären, daß das Volk Israel, in dessen Mitte Christus geboren wurde, überhaupt nicht zu wissenschaftlichen Dingen

beanlagt war, und daß Christus demgemäß gar nicht den Trieb hatte, so wie die Griechen Logik, Politik und Physik zu treiben. Dies mag ja in der Tat eine gewisse Berechtigung haben. Allein es ist doch nicht zu verkennen, daß das Alte Testament nicht ganz frei ist von solchen Dingen, man beachte doch vor allem auch die Weltentstehungslehre, welche die Genesis liefert, die allerdings ganz unverhältnismäßig höher steht als die müßigen und abenteuerlichen Phantasien aller griechischen Philosophen zusammengenommen. Das Neue Testament und in erster Linie die Reden Christi selbst sind noch viel mehr rein religiös-ethischer Natur, und es bleibt nach wie vor im höchsten Grade bemerkenswert, daß gerade sie sich so völlig freihalten von allen anfechtbaren Lehrsätzen der Wissenschaft und Politik. Im übrigen aber faßt das Christentum bekanntlich die Geschichte des Judentums und seiner religiösen Entwicklung als eine Vorbereitung für das auf, was Christus der für ihn reif gewordenen Welt bringen sollte. Wenn daher auch das Alte Testament sich im ganzen von wissenschaftlich anfechtbaren Lehrsätzen freihält, so ist dies nur ein Beweis mehr für den Offenbarungscharakter, den die religiöse Entwicklung dieses wunderbaren Volkes trägt. Wenn es trotz seiner großen Schwächen, wie sie so offen im Alten Testament geschildert werden, doch mehr der Innenwelt lebte und die Dinge der Welt zu

erforschen wenig Trieb hatte, so war es damit eben mehr als irgendein anderes Volk der alten Zeit befähigt, sich zu den Zielen des Reiches Gottes erziehen zu lassen. Man bedenke doch auch, daß es diesem begabten Volk durchaus nicht an der Liebe zur Natur fehlte, ja daß es für diese eine sehr feine Beobachtungsgabe besaß, wie sich dies an zahlreichen Stellen des Alten Testamentes in geradezu auffallender Weise zeigt. Mochte also auch Christus in dieser Hinsicht ein Kind seines Volkes sein, so bleibt dann doch wieder noch eines wunderbar, nämlich daß er, an dem die ganze Weiterentwicklung der Welt hing, gerade in diesem für sein Werk geeignetsten Volk geboren wurde. Nun so oder so, eines ist sicher: Christus hielt seine Lehre frei von allen Lehrsätzen, die sich später einmal hätten wissenschaftlich anfechten lassen.

Dies hat aber außer dem, was wir darüber schon sagten, noch eine ganz besondere Bedeutung. Jenes Verhalten Christi ist ja etwas Negatives, und trotzdem wurde es für die ganze Entwicklung der Wissenschaft von der weittragendsten Bedeutung. Sprechen wir es hier nur einmal frei aus: Christus ist der Vater der Freiheit der Wissenschaft!

Jawohl, er ist es gewesen, der freie Bahn für Wissenschaft und Forschung geschaffen hat, nicht durch große Lehren und geistreiche Winke für die Art und Weise zu forschen, sondern lediglich durch seine weise

Beschränkung, durch welche seine eigentliche Lehre befähigt war, sich allen kommenden Verhältnissen einzufügen. Halt! wird man mir nun wohl zurufen, da vergißt du aber doch die bösen Erfahrungen, welche die Welt immer wieder mit der Duldsamkeit des Christentums machen mußte. Es genügt doch wohl, einen einzigen Namen zu nennen, um diese Duldsamkeit in ihrer ganzen Gehässigkeit zu zeigen: Galiläi! — Wirklich? war es das Christentum, das ihn so unduldsam behandelte? ihn, der das denkwürdige Wort aussprach: „Die Heilige Schrift kann nie lügen oder irren!" Der tragische Konflikt seines Lebens läßt sich doch wahrhaftig nicht biblisch oder mit Worten Christi erklären und begründen. Die Faktoren, welche ihn herbeiführten, sind menschlicher Irrtum, menschlicher Eifer, menschliche Gehässigkeit, vor allem auch die ganz andersartigen Anschauungen und Verhältnisse jener Zeit, welche man vor allem verstehen muß, um Galiläis Schicksal gerecht zu beurteilen. Es ist also auch hier wieder wie sonst so oft, daß man die Fehler derer, welche den Namen Christi tragen, ihm selbst und seiner Lehre zuschiebt.

Christus, der Vater der Freiheit der Wissenschaft!

Das klingt zunächst freilich gar paradox, und doch ist es wahr. Das wird vor allem einleuchten, wenn wir nun noch einmal auf die Fesselung der

Natur durch die Religionen der Alten hinweisen, wie wir dies oben genau schilderten. Wie ganz anders steht inmitten dieser naiven und törichten Märchen die Anschauung Christi von der Natur da! Wie hell und klar leuchtet seine Lehre aus allen den Irrtümern hervor, welche die Verquickung von Religion und Naturanschauung mit sich brachten. Das werden wir freilich voll und ganz erst erkennen, wenn wir in dem letzten Teil unserer Untersuchung gesehen haben werden, welche positive Anschauung Christus von den Dingen der Natur hatte, während wir jetzt die Sache mehr von einer negativen Seite aus betrachten.

Gewiß, seine Lehre hatte zunächst nur die Mission, die versumpfte Welt seiner Zeit religiös-sittlich zu erneuern. Und doch liegt schon in der Religion Christi der Keim für die Freiheit der Wissenschaft, eben weil in ihr von Wissenschaft nicht die Rede war. Erst dadurch wurde diese selbst freigegeben und konnte sie erblühen und gedeihen.

Aber auch hier schon dürfen wir auf eine positiv befreiende Kraft der Lehre Christi hinweisen. Sie liegt nicht in seiner Naturauffassung, sondern vielmehr in seiner Gottesanschauung. Wohl ist der Gott und Vater Jesu Christi der Schöpfer der Welt, wohl hatte Christus das unerschütterliche Vertrauen, daß Gott in jedem Augenblick die Welt regiert und erhält, also daß ohne seinen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt.

Allein das Große, was im Monotheismus für die Entwicklung der Naturwissenschaft trotz dieser Beherrschung der Natur liegt, ist ihre Freigabe, ihre Säuberung von den großen und kleinen Göttern des Olymps oder von den Dämonen des Neuplatonismus. Früher, im Polytheismus, war die Natur nicht natürlich, sondern vergottet, gefesselt in willkürliche Personifikationen; erst im Monotheismus, und am reinsten in dem christlichen, ist die Natur wirklich natürlich und jener Fesseln ledig. Früher durfte man nicht wagen, die Gottheiten und Dämonen der Natur durch Vorwitz und Forschung zu stören, mit dem Aufkommen des christlichen Monotheismus war für diese Sorge kein Grund mehr vorhanden.

An der Tatsache, daß die Lehren Christi und die Bibel überhaupt der Freiheit der Wissenschaft erst freie Bahn geschaffen haben, ändert auch ganz gewiß der Umstand nichts, daß das christliche Abendland während des Mittelalters in den Naturwissenschaften gar wenig geleistet hat. Wir haben davon ja oben schon gesprochen. Eine gewisse Geringschätzung weltlichen Wissens tritt uns ja während mancher Zeiten des Mittelalters entgegen, trotzdem waren, wie schon gesagt, Mönche, Theologen die Vertreter der Wissenschaften, ja, andere Naturforscher gab es damals überhaupt nicht. Wenn es nun dabei doch wie ein Bann über der Naturforschung dieser langen Zeit liegt, so war derselbe doch nicht in der

Bibel und gar in Worten Christi begründet, obwohl ja freilich die falsche Weltflucht des Mönchswesens — und auch sie ist in jenen eigenartigen Zeitläufen verständlich — auf mißverstandene Bibelworte zurückzuführen ist. Es war vielmehr — wir müssen dies immer wieder betonen — der Heide Aristoteles, der diese Gewaltherrschaft ausübte und den Geist knechtete und das in einer Weise, wie er es selbst wohl am entrüstetsten zurückgewiesen haben würde. Daß unter diesem Joch der Geist allgemach erlahmte, ist nicht verwunderlich. Diese Tatsachen wollen wir hier noch nachträglich durch jene bekannte Geschichte von Scheiner und den Sonnenflecken illustrieren. Der Jesuitenpater Scheiner hatte die Sonnenflecken entdeckt und teilte dies, vielleicht zunächst erschrocken über das, was er gesehen hatte, seinem Ordensprovinzial mit; letzterer sagte ihm, er solle nach einigen Tagen wieder kommen, dann wolle er ihm sagen, ob seine Entdeckung auf Wahrheit beruhe. Als Scheiner wiederkam, erklärte sein Vorgesetzter ihm, er solle sich beruhigen, Sonnenflecke gäbe es nicht: er habe den ganzen Aristoteles durchforscht und in ihm nichts von Sonnenflecken gelesen. Also nicht etwa die Bibel, wie man vielleicht denken könnte, sondern Aristoteles war die unfehlbare Autorität. Es würde ja allerdings auch schwer fallen, Christus in naturwissenschaftlichen Fragen als Autorität ins Feld zu führen.

Unbefangene Naturforscher wissen übrigens die von uns hier hervorgehobene Bedeutung des Christentums sehr wohl zu würdigen, so sagt z. B. G. du Bois-Reymond: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox es klingt, verdankt ihren Ursprung dem Christentum.“

* * *

Aber es gibt noch eine weitere wichtige Folgerung, die sich daraus ergibt, daß Christi Lehre sich von Wissenschaft und Politik fernhält: sie hat dadurch für alle Menschen ohne Ausnahme volle Geltung. Wie würde es doch sein, wenn es zur Erfassung des Christentums eines hohen Verstandes, eines in gewissen Grenzen liegenden Erkenntnisvermögens bedürfte? Millionen von Menschen würden dann von vornherein vom Christentum ausgeschlossen sein, die Christen würden eine Klasse von Menschen sein, die durch ihr Wissen und ihr Erkennen streng von der Außenwelt geschieden wären. Nun ist aber von alledem nichts der Fall. Christus verlangt keine verstandesmäßige Erkenntnis, zu der viele, ja die meisten Menschen nicht fähig sein würden, sondern eine Erfahrung des Herzens, die jeder machen kann, der nur will. Hierin liegt der Schlüssel zur Lösung des rätselhaften Erfolges des Christentums in der Welt, für seine einzigartige Universalität; denn diese ist größer als bei irgendeiner anderen Lehre, vor allem größer

als bei einer Lehre der Wissenschaft und Politik. Wenn sie dies nicht wäre, dann hätte Christus nicht sagen können: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ Daher heißt es dann auch weiter: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden!“ und nicht etwa: wer da weiß und erkennt, der soll selig werden!

Es ist ganz töricht anzunehmen, wie es wohl hier und da geschieht, daß das Christentum ausschließlich oder besonders für eine Sorte oder Klasse von Menschen bestimmt sei, für andere dagegen nicht, etwa für die Frauen, die Kinder, die Unterdrückten, oder für die unteren Stände, oder für die Theologen. Es ist für jedermann, mag er arm oder reich sein, hoch oder niedrig stehen, weise oder unweise sein; es ist für Mann und Weib, Jüngling und Greis, Kaukasier und Australneger. Diese unbegrenzte Universalität verdankt die Lehre Christi dem Umstand, daß sie sich eine weise Beschränkung auf das religiös-sittliche Gebiet auflegt und daß sie alle Übergriffe auf andere Gebiete, insonderheit auf das Gebiet der Wissenschaft, streng vermeidet.

Und wenn wir uns nun in der Praxis umsehen, dann tritt uns in der Tat der Erfolg dieser Beschränkung allenthalben entgegen: auf allen Gebieten des Lebens, bei allen Vertretern aller Wissenschaften und Künste, der Praxis und der Theorie treffen wir Christen und Nichtchristen, überzeugte Anhänger

Christi, Gleichgültige und Feinde. Wie wäre dies möglich, wenn die Lehre Christi das Wissen beeinflußte, wie könnte es in einer und derselben Zeit, in einer und derselben Wissenschaft, in einem und demselben Stande solche Antipoden in religiöser Hinsicht geben, wie wir sie tatsächlich finden!

* *
*

Der dritte Punkt, auf den ich oben anspielte, ist der, daß sich zufolge jener Beschränkung die Lehre Christi im Grunde genommen in einer außerordentlich günstigen Position in bezug auf ihre Beweiskraft befindet und daß sie den Stempel des Offenbarungscharakters sozusagen offen zur Schau trägt. Tatsächlich beweisen in dem Sinne, wie man das Wort sonst versteht, kann man nur etwas, von dem man die Ursache darlegen kann, was man also unter das Gesetz von Ursache und Wirkung stellen kann, vor allem gilt dies von den Sätzen, die man nach streng mathematischen und logischen Gesetzen ableiten kann. Damit hat die Lehre Christi durchaus nichts zu tun, sie kann, ja sie darf eine solche Beweiskraft gar nicht haben, weil sie dann nicht das wäre, was sie ist, weil sie dann auch, wie schon oben hervorgehoben, nicht für alle Menschen wäre. Für das Christentum kann es also keinen wissenschaftlichen, sondern nur einen historischen Beweis und einen Beweis der

innerlich erlebten Erfahrung geben. Auf der Verkennung dieser höchst wichtigen Tatsache beruht der so häufig künstlich aufgebauschte Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, und der Kampf zwischen diesen beiden Gebieten wird nicht eher aufhören, als bis man auf beiden Seiten klar erkannt hat, daß es sich beim religiösen Glauben nicht um eine wissenschaftliche Erkenntnis, sondern um eine sittliche Tat handelt.

Christus wendet sich in seinen Worten an die Erfahrungen des inneren Lebens, die jeder machen kann. Allerdings fordern diese Erfahrungen ein inneres, intuitives Organ, eine innere, geistliche Anschauung. Dieses Organ schlummert ganz gewiß in jedem Menschen; aber wenn es nicht von Jugend auf gepflegt und gestärkt wird, dann kann es verkümmern, wie auch sonst zufolge der Erfahrung der modernen Naturforschung ein Organ, das nicht benutzt wird, sich zurückbildet und endlich ganz verschwindet. Die augenlosen Tiere in unterirdischen Höhlen bieten dafür ein lehrreiches Beispiel. Das ist übrigens auch der tiefe Sinn eines der großartigsten Gleichnisse Christi, nämlich des Gleichnisses von den anvertrauten Pfunden und seines abschließenden tiefsinnigen Ausspruchs: „Wer da hat, dem wird gegeben; von dem *aber*, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat" (Luk. 19, 26).

Wer jene innere Erfahrung gemacht, jene innere Anschauung gewonnen hat, der wird sich dann auch

von der Wahrheit der Lehre Christi überzeugen. Wer aber blind ist für sie, weil ihm noch das Organ der inneren Anschauung fehlt, nun, der hat eben gar kein Recht, in dieser Frage mitzusprechen. Darin liegt die überaus günstige Position des Christentums, die allerdings dann erst so recht zum Ausdruck kommen wird, wenn man sich von dem oben gekennzeichneten Charakter des Glaubens überzeugt haben wird.

Aber ich gehe hierin noch einen Schritt weiter und behaupte, daß sich in den erörterten Tatsachen der Offenbarungscharakter der Lehre Christi zeigt. Die Fragen nach der Natur, nach dem Erkenntnisvermögen des Menschen und nach politischen Dingen liegen dem Menschen doch wirklich so nahe und sind so natürlich, daß es ganz selbstverständlich ist, daß Christi Vorgänger, daß alle menschlichen Philosophen sie in den Vordergrund ihres Systems rücken, ja von ihnen mehr oder weniger ausgehen. Es widerspricht andererseits geradezu dem rein menschlichen Charakter und seiner Wißbegierde, wenn in dem „Buch der Bücher" von der Erkenntnis der Natur usw. gar keine Rede ist, wenn Christus diese Seite unseres Wesens gänzlich außer acht läßt, daher muß man sich doch sagen, daß diese Lehre den Stempel des Überirdischen an der Stirn trägt. Eine Lehre, die inmitten der heidnischen Naturvergötterung und der jüdischen Gesetzesgerechtigkeit die Liebe Gottes,

die Erlösung aus Gnade predigt, die ist nicht von der Welt, sondern von Gott selbst. Hier scheitern alle menschlichen Tüfteleien und Grübeleien; wollen wir an der Erscheinung Christi wie sonst bei weltlichen Erscheinungen den Maßstab des Kausalitätsgesetzes anlegen und sie auf natürliche Ursachen zurückführen, so erkennen wir bald die Unmöglichkeit dieses Versuches; denn sie steht außerhalb jeder menschlichen und natürlichen Kausalität, sonst würde sie in den Rahmen der vorhergehenden oder nachfolgenden menschlichen Lehren als deren Fortführung und Ergänzung hineinpassen. Daß sie dies nicht tut, das sehen wir eben vor allem an dem rein religiösen Charakter der Reden Christi, an ihrem völligen Mangel an menschlicher und daher in ihren Beweisgründen dem Irrtum unterworfener Weisheit und an ihrer ausschließlichen Beziehung auf Gott und göttliche Dinge.

III.

Wir haben bisher davon gesprochen, welche Stellung Christus zur Natur als Objekt der Wissenschaft eingenommen hat, und wir fanden, daß sie rein negativ war. Man könnte nun hieraus doch noch vielleicht den Schluß ziehen, Christus habe die Natur verachtet und der tiefere Grund für jene weise Beschränkung, die er sich auferlegte, sei eigentlich in einer großen Unkenntnis der Natur zu suchen, wie denn ja auch Häckel Christus für einen ungebildeten Schwärmer erklärt. Nichts ist aber verkehrter als dies. Wenn auch die Vorwegnahme irgendwelcher naturwissenschaftlichen Lehren als solcher von seiten Christi völlig ausgeschlossen ist, so hatte er doch trotzdem ein ganz außerordentliches Interesse für die Natur und ein tiefes, feines Verständnis für ihr Leben. Ja, er ist sogar in vieler Hinsicht darin seiner Zeit weit vorausgeeilt. Man werfe doch nur z. B. einen Blick in die Naturgeschichte von Plinius, und man wird erstaunt sein über den gewaltigen Unterschied, der zwischen den feinen Naturbeobachtungen Christi und den kritiklos zusammengetragenen möglichen und unmöglichen Dingen bei Plinius besteht, und dabei gilt Plinius als Naturforscher. Eigene

Beobachtungen hat er offenbar wenig gemacht, den gelegentlichen Bemerkungen Christi aber steht die Ursprünglichkeit an der Stirn angeschrieben; vor allem zeigen sie nichts von jenem Aberglauben und jener mystischen Auffassung, die man sonst allenthalben im Altertum antrifft.

Die Naturauffassung Christi ist eine poetisch-symbolische, und ihr Grundzug ist die feste Überzeugung von der bis ins Kleinste gehenden Weltregierung Gottes. Das spricht sich aus in dem Worte: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählet“ (Matth. 10, 29 und 30), und das kommt vor allem zu einem so außerordentlich zart-poetischen Ausdruck, wie sonst sicherlich nirgends in der gesamten Literatur der Erde in jenen herrlichen Worten der Bergpredigt, die auch von einer großen Liebe zur Natur zeugen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? . . . Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine. So denn Gott das Gras auf

dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird; sollte er das nicht viel mehr euch tun? O ihr Kleingläubigen?"

Die in diesen Worten ausgesprochene Naturauffassung ist die des einfachen, kindlich gläubigen Herzens, welches in dem Schöpfer der Welt seinen Vater sieht, der das Fallen des Regentropfens ebenso lenkt wie das Schlagen des Herzens in der Brust; daß Christus diese Auffassung hatte, war vollständig selbstverständlich, sie hat aber die Entwicklung der Naturwissenschaft wahrhaftig nicht gehindert. Sie widerspricht auch, wie ich an anderer Stelle („Bibel und Naturwissenschaft" 3. Aufl. Stuttgart 1903 S. 231 ff.) nachgewiesen, durchaus nicht dem modernen Kausalitätsbedürfnis. Die Kausalität jeder Naturerscheinung und vor allem die Harmonie in dem unendlich verwickelten Kausalitätsnetz der gleichzeitigen, den Kosmos ausmachenden Naturerscheinungen ist und bleibt ein Geheimnis und ist ein Rätsel, wenn man sie nicht dadurch erklärt, daß man alle Kausalität auf den sich in jedem Augenblick betätigenden Willen Gottes zurückführt.

Um nun noch einige andere Stellen aus Christi Reden anzuführen; wem hätte nicht jenes Wort schon das Herz ergriffen: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege" (Matth. 8, 20). Und daß er kein träumender

Idealist war, sondern die Welt und die Naturerscheinungen mit offenen Augen und mit gesundem Sinn beobachtete, das zeigen zahlreiche Stellen seiner Reden, so wenn er den Pharisäern und Sadduzäern, die ein Zeichen vom Himmel verlangen, zuruft: „des Abends sprechet ihr, es wird ein schöner Tag werden, wenn der Himmel rot ist; und des Morgens sprechet ihr: es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe" (Matth. 16, 2 und 3), oder wenn er in ähnlicher Weise dem Volk sagt: „Wenn ihr eine Wolke sehet aufgehen vom Abend, so sprechet ihr bald: es kommt ein Regen; und es geschiehet also. Und wenn ihr sehet den Südwind wehen, so sprechet ihr: es wird heiß werden, und es geschiehet also" (Luk. 12, 54 und 55).

Die Naturanschauung Christi ist, sagte ich, eine poetisch-symbolische; sowenig er sich auf spekulativ-philosophische Naturbetrachtungen einläßt, so sehr ist er von dem Gedanken beseelt, daß die Natur ein Symbol des Ewigen ist, gern benutzt er sie daher zu Gleichnissen, an die er seine Lehren knüpft. Es ist aber auch lehrreich, wie er Symbolik treibt. Das scheint mir angesichts der Art von Natursymbolik, wie sie heute vielfach getrieben wird, sehr wichtig zu sein.

Manche heutigen Symboliker sehen in der ganzen Natur ein Symbol und nur Symbol: jeder Naturkörper und alle einzelnen Lebensäußerungen desselben

werden symbolisch ausgelegt. Der Naturkörper verliert den Charakter des Selbstzwecks, er ist nicht mehr seiner selbst wegen da, sondern er soll den Menschen auf Höheres und auf Ewiges hinweisen. Die Kausalität des natürlichen Geschehens ist für diese Anschauung nur ein Mittel zum Zweck der Symbolisierung der Natur, sie aufzudecken ist Nebensache, Hauptsache dagegen ist die Entdeckung des Symbols, das durch sie zur Darstellung kommt. „In dieser Betrachtung", heißt es z. B. in einer neuerdings erschienenen Symbolik, „finden alle anderen Beziehungen: die wissenschaftliche, wirtschaftliche, ästhetische, sittliche und religiöse und sogar die heidnisch-mythologische (!) ihre rechte Verwertung und abschließende Erfüllung." Diese Auffassung ist unter Theologen weit verbreitet, sie wird aber bei Naturforschern niemals Anerkennung finden, sondern sie nur zu einem Lächeln veranlassen, und das nicht mit Unrecht. Durch eine solche Anschauung wird der Naturforschung der Boden unter den Füßen fortgezogen, sie verliert damit ihren Charakter als selbständige Wissenschaft und wird in den Dienst eines ihr völlig fremden Zweckes gestellt. Dazu wird sie sich nie hergeben dürfen.

Der Naturforscher spürt dem Kausalitätsverhältnis in der Natur nach und ist stolz daraus, es überall zu entdecken. Je länger desto klarer glaubt er die Ketten des ursächlichen Geschehens zu finden: die

früheren Rätsel des Naturgeschehens klären sich ihm mehr und mehr als die Folgen von ganz natürlichen Ursachen auf. Wir wollen gewiß nicht jenem naturwissenschaftlichen Übermut das Wort reden, der zufolge der großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften heute schon in dem Gedanken schwelgt, es gäbe für letztere kein verschlossenes Gebiet mehr. Ein Naturforscher kann nicht anders, als den einzelnen Naturkörpern in erster Linie einen Selbstzweck und nicht ein Symbol zuzuschreiben. Die oben gekennzeichnete Symbolik behauptet z. B., daß die Pflanzen deshalb mit ihrem Stengel aufwärts wachsen, damit sie den Menschen empor zum Himmel weisen. Die Botanik aber stellt fest, daß dies aus ganz natürlichen Ursachen folgen muß (die sie allerdings noch nicht genau angeben kann) und vor allem, daß der Zweck dieses Emporwachsens durchaus ein Selbstzweck der Pflanze ist und sich aus ihren Lebensbedürfnissen ableiten läßt, nämlich um des für das Leben unbedingt nötigen Lichtgenusses willen. Man bedenke doch auch nur dies eine: es hat, ehe Menschen auf Erden lebten, schon lange Erdperioden hindurch Pflanzen und Tiere gegeben, welche also nicht dazu dagewesen sein können, dem Menschen als Symbol zu dienen.

Daß die Natur mit allen ihren Wesen Selbstzweck ist, und zwar in erster Linie Selbstzweck, dies ist eine Tatsache, die dem Naturforscher zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, als daß er von

ihr abgehen und sie verleugnen oder auch nur zurückstellen könnte.

Und nun beachte man doch auch noch, daß jene Art von Symbolik der Natur ganz selbstverständlich durch und durch subjektiv ist, es läßt sich gewiß gar manches Symbolische in irgendeine Naturerscheinung hineinlegen, es kommt nur auf den Geschmack des Betreffenden an. In anderen Fällen wieder muß dann aber der christliche Symboliker gewaltsam mit Hebeln und mit Schrauben arbeiten, um gerade seine subjektive Meinung in die Natur hineinzupressen, die dann natürlich trotzdem doch gerade die richtige sein muß. Bei alledem verliert sich diese Symbolik gewöhnlich auch noch in eine oft recht unsympathische Mystik und bedient sich einer unklaren und dunklen Sprache, welche dem echten Naturforscher, der alles klipp und klar sehen möchte, ein Greuel ist. Und wie nüchtern ist doch auch die Natur selbst gegenüber diesen Phantasien! In der Tat, diese neuere Symbolik ist nicht besser als jene mystische Naturphilosophie der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, oder als die Naturdeutelei Häckels, die in der Abstoßung und Anziehung der Atome Haß und Liebe sieht, oder gar als jene naive Naturanschauung der alten Kräuterbücher, welche in einem herz- oder nierenförmigen Blatt ein Zeichen dafür sieht, daß die betreffenden Pflanzen Heilmittel gegen Herz- bzw. Nierenkrankheiten darböten.

früheren Rätsel des Naturgeschehens klären sich ihm mehr und mehr als die Folgen von ganz natürlichen Ursachen auf. Wir wollen gewiß nicht jenem naturwissenschaftlichen Übermut das Wort reden, der zufolge der großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften heute schon in dem Gedanken schwelgt, es gäbe für letztere kein verschlossenes Gebiet mehr. Ein Naturforscher kann nicht anders, als den einzelnen Naturkörpern in erster Linie einen Selbstzweck und nicht ein Symbol zuzuschreiben. Die oben gekennzeichnete Symbolik behauptet z. B., daß die Pflanzen deshalb mit ihrem Stengel aufwärts wachsen, damit sie den Menschen empor zum Himmel weisen. Die Botanik aber stellt fest, daß dies aus ganz natürlichen Ursachen folgen muß (die sie allerdings noch nicht genau angeben kann) und vor allem, daß der Zweck dieses Emporwachsens durchaus ein Selbstzweck der Pflanze ist und sich aus ihren Lebensbedürfnissen ableiten läßt, nämlich um des für das Leben unbedingt nötigen Lichtgenusses willen. Man bedenke doch auch nur dies eine: es hat, ehe Menschen auf Erden lebten, schon lange Erdperioden hindurch Pflanzen und Tiere gegeben, welche also nicht dazu dagewesen sein können, dem Menschen als Symbol zu dienen.

Daß die Natur mit allen ihren Wesen Selbstzweck ist, und zwar in erster Linie Selbstzweck, dies ist eine Tatsache, die dem Naturforscher zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, als daß er von

ihr abgehen und sie verleugnen oder auch nur zurückstellen könnte.

Und nun beachte man doch auch noch, daß jene Art von Symbolik der Natur ganz selbstverständlich durch und durch subjektiv ist, es läßt sich gewiß gar manches Symbolische in irgendeine Naturerscheinung hineinlegen, es kommt nur auf den Geschmack des Betreffenden an. In anderen Fällen wieder muß dann aber der christliche Symboliker gewaltsam mit Hebeln und mit Schrauben arbeiten, um gerade seine subjektive Meinung in die Natur hineinzupressen, die dann natürlich trotzdem doch gerade die richtige sein muß. Bei alledem verliert sich diese Symbolik gewöhnlich auch noch in eine oft recht unsympathische Mystik und bedient sich einer unklaren und dunklen Sprache, welche dem echten Naturforscher, der alles klipp und klar sehen möchte, ein Greuel ist. Und wie nüchtern ist doch auch die Natur selbst gegenüber diesen Phantasien! In der Tat, diese neuere Symbolik ist nicht besser als jene mystische Naturphilosophie der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, oder als die Naturdeutelei Häckels, die in der Abstoßung und Anziehung der Atome Haß und Liebe sieht, oder gar als jene naive Naturanschauung der alten Kräuterbücher, welche in einem herz- oder nierenförmigen Blatt ein Zeichen dafür sieht, daß die betreffenden Pflanzen Heilmittel gegen Herz- bzw. Nierenkrankheiten darböten.

Nun stellt sich aber jene extreme symbolische Auffassung der Natur ganz auf biblischen Grund und behauptet von sich, daß sie durchaus der Anschauung Christi entspräche. Das muß ich ganz entschieden bestreiten, nichts in den Reden Christi rechtfertigt diese Behauptung. Allerdings bedient sich, wie schon gesagt, Christus sehr häufig der Naturerscheinungen, um an ihnen seinen Zuhörern klar zu machen, was er meint. In welcher Weise geschieht das nun?

Zunächst finden sich in den Reden Christi zahlreiche ganz kurze Bilder, so benutzt er im Volk sprichwörtlich gewordene Tiercharaktere und sagt: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben" (Matth. 10, 16); das Auge nennt er des „Leibes Licht" (Luk. 11, 34); wenn er den mächtigen Einfluß kennzeichnen will, den sowohl gute als auch schlechte Lehren auf die Menschen ausüben, so bedient er sich gerne des sehr treffenden Bildes vom Sauerteig (Matth. 16, 6; Mark. 8, 15; Luk. 12, 1). Um seine dereinstige Wiederkunft in ihrer Offenkundigkeit zu kennzeichnen, erinnert er an den die Erde plötzlich erleuchtenden Blitz (Luk. 17, 24; Matth. 24, 27); um einen wankelmütigen, vom Zweifeln hin und her getriebenen Charakter zu bezeichnen, sagt er: „Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?" (Matth. 11, 7); ganz besonders gern zieht er das Salz als Bild heran,

um eine würzende, erhaltende und reinigende Kraft auszudrücken (Matth. 5, 13; Mark. 9, 49 und 50; Luk. 14, 34 und 35); wie schön ist das Bild der Henne mit ihren Küchlein: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt" (Matth. 23, 37 und 38); wie packend und überzeugend und echt naturwahr ist es, wenn er auf das Verhältnis von Frucht und Baum hinweist, um zu zeigen, daß in dem Reich des Geistes gerade so wie im Reich der Natur vom Bösen nichts Gutes kommen kann, und daß der Charakter der Frucht durch den Charakter des Baumes, auf dem sie erwächst, bestimmt wird: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? — Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. — Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen" (Matth. 7, 16—18). Wie tiefsinnig und für Christi Zeit überraschend ist der Hinweis auf jenes große Lebensgesetz des „Werdens und Vergehens", wonach der Tod eines Wesens der Lebensanfang eines neuen ist: aus dem ersterbenden, d. h. seine Hülle verlassenden, seinen Nahrungsvorrat verzehrenden und seiner

Individualität nach aufhörenden Weizenkorn geht ein neues Leben hervor (Joh. 12, 24).

Aus allen diesen Bildern und Gleichnissen spricht nun die Anschauung Christi, daß man die Gesetze des geistigen und sittlichen Lebens in ihrer Art auch in der Natur verkörpert wieder findet. Auch ich glaube an eine Symbolik der Natur, auch mir ist das „Vergängliche ein Gleichnis"; etwa in dem Sinn, wie es Drummond auffaßt. Die Natur und das Reich des Geistes haben beide denselben Urheber und versinnbildlichen dieselben Gedanken, die eine mit Hilfe des körperlichen Stoffes, das andere mittelst des Geistes. Dieselben Gesetze herrschen in beiden Schöpfungen, schon deshalb, weil sie aus derselben Hand hervorgegangen sind. Daher können wir die Welt der Natur mit ihren Gesetzen auffassen als ein Sinnbild für die Geisteswelt, für die höhere Sphäre des geistigen und sittlichen Lebens. In diesem Sinne allein kann ich die Gleichnisse und Bilder Christi auffassen. So bleibt jedes Naturwesen ein Ding für sich, ein Gedanke Gottes mit einem ihm eigentümlichen Endzweck, und nur so ist daneben auch Naturwissenschaft im modernen Sinn möglich.

Das Gesagte gilt auch von den längeren Gleichnissen Christi, die an Naturereignisse anknüpfen. In ihnen zeigt Christus nicht nur ein gesundes und

klares Auge für die Natur, sondern vielfach eine Vorwegnahme moderner Anschauungen, die geradezu bewundernswert ist, zumal für eine Zeit, in der es keine Naturforscher gab, und in welcher die Naturwissenschaft, wie schon gesagt, in ödem, kritiklosem Zusammentragen möglicher und unmöglicher Dinge bestand. Wie muß es z. B. einen modernen Naturforscher anheimeln und anmuten, wenn er aus dem Munde Christi den Gedanken der Entwicklung hört, der doch das Hauptkennzeichen der heutigen Naturwissenschaft ist! Mark. 4, 26—29 heißt es: „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft und stehet auf Tag und Nacht, und der Samen gehet auf und wachset, daß er's nicht weiß; denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in die Ähren. Wenn sie aber die Frucht gebracht hat, so schicket er bald die Sichel hin; denn die Ernte ist da." Halm, Blüten, Früchte, das sind die drei Hauptentwicklungsstufen des Getreides, diese Entwicklung geht von selbst vor sich, ohne das Dazutun des Menschen, aus der Kraft heraus, die in das Samenkorn gelegt ist; andererseits genügt das letztere für sich noch nicht, sondern es sind auch noch die Erde und ihre Kräfte nötig als die Bedingungen der Entwicklung und die sie auslösenden Faktoren. Und ebenso entwickelt sich die göttliche Wahrheit im Menschen wie in der Menschheit

vermöge der in ihr wohnenden Kraft; diese Entwicklung zu wirken ist nicht unsere, sondern Gottes Sache, aber es kommt auch auf den Boden an, auf die Herzen, in denen sich das Reich Gottes entwickelt. In einer anderen Rede (Matth. 13, 31 und 32; Mark. 4, 31 und 32; Luk. 13, 19—21) wird die Entwicklung des Reiches Gottes mit derjenigen eines Senfkorns verglichen, aus dem ein Baum entsteht, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen.

Wie schön ist ferner das Gleichnis vom Weinstock (Joh. 15, 1—6): „Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Einen jeglichen Reben an mir, der nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und einen jeglichen, der da Frucht bringt, wird er reinigen, daß er mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein um des Worts willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir und ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ihm selber, er bleibe denn am Weinstock, also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie ein Rebe und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und müssen brennen." Die Abhängigkeit der Jünger Christi von ihm selbst, von dem sie alles Leben nehmen, kann nicht schöner, poetischer und klarer

hervorgehoben werden, als durch den Hinweis auf die ganz analoge Abhängigkeit der Reben vom Weinstock; beide bilden ein organisches Ganzes, gehören zusammen, aber dabei ist das Verhältnis derartig, daß die Reben ohne den Weinstock überhaupt nicht bestehen können — denn aus ihm strömt jenen der Saft zu, — daß aber andererseits der Weinstock sehr wohl ohne die Reben bestehen kann; wiederum offenbart sich aber die Kraft des Weinstocks in den Reben dadurch, daß sie Früchte bringen und daß die fruchtbringenden beschnitten und gereinigt werden müssen, um noch mehr Früchte zu bringen. Welche wunderbare Analogie zwischen dem Natur- und Geistesleben wird hier wieder so einfach und natürlich klargelegt! Hier wie dort neigt der Organismus, also der leibliche wie der geistige, zur Entartung (wieder ein ganz moderner Begriff) und treibt wilde Schößlinge, von denen er befreit werden muß, wenn die in ihm schlummernde Kraft sich in reicher Fruchtbildung offenbaren soll.

Und nun noch als letztes Beispiel das großartigste von allen aus der Natur genommenen Gleichnissen Christi, nämlich das vom Säemann: „Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen. Und indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne

aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre. Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. Etliches fiel auf ein gut Land, und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig" (Matth. 13, 1—8).

Die Naturwahrheit dieser Schilderung ist in der Tat bewundernswert; uns sind die in ihm ausgesprochenen Wahrheiten heute vor allem auch durch die Kenntnis dieses Gleichnisses selbst ganz selbstverständlich geworden. Um beurteilen zu können, wie großartig diese kurze Geschichte ist, muß man eben die Schilderungen anderer Männer aus jener Zeit lesen, dann wird der himmelweite Unterschied klar. Die große, naturwissenschaftliche Wahrheit, welche in dem Gleichnis liegt, ist auch noch gar nicht einmal so allgemein und lange bekannt, wie man denken sollte; sie ist erst in der jüngsten Zeit in ihrer Wichtigkeit besprochen und dabei folgendermaßen formuliert worden: „Ein erhaltungsmäßiger Organismus, einerlei, ob er sich von seinen Erzeugern unterscheidet oder nicht, entsteht da, wo zur rechten Zeit am rechten Orte die rechten Einflüsse auf den rechten Organismus einwirken."[1] Und der moderne Naturforscher, der dies sagt, weist gleich darauf auch mit einer für unsere Zeit wirklich erstaunlichen Un-

[1] Haake, Grundriß der Entwicklungsmechanik. Leipzig 1897. S. 311.

befangenheit darauf hin, daß dieser Satz in unserem in Rede stehenden Gleichnis seine beste Erläuterung findet.

Diese von Christus als so ganz selbstverständlich ausgesprochene Wahrheit hat übrigens eine viel größere Bedeutung, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein wird. Sie genügt nämlich, um einen wichtigen Abschnitt des Darwinismus über den Haufen zu werfen, und das ist doch gewiß wunderbar! Darwin stellt ja bekanntlich den Kampf ums Dasein als die Haupttriebfeder der Entwicklung hin, wobei die passendsten Lebensformen von der Natur ausgewählt und erhalten werden, die weniger passenden dagegen untergehen sollen. Es ist nun aber vielmehr so, daß die Lebewesen mit den Verhältnissen ihrer Umgebung kämpfen und daß sie diesen gewöhnlich unterliegen: sie kommen nur dort fort, wo sie die richtigen Lebensbedingungen antreffen, daraus erklärt sich die Verteilung der Lebewesen in einem gewissen Gebiet, daß es also hier Wald, dort Wiese gibt, hier Wüstenvegetation, dort Steppe, dort wieder Urwald. Eine Auswahl von seiten der „Natur", ist hier also völlig ausgeschlossen; die sich in irgendeinem Gebiete ansiedelnden Pflanzen finden dort entweder die ihnen zusagenden Lebensbedingungen, dann gedeihen sie und bringen Frucht, oder sie finden sie nicht, dann gehen sie früher oder später unter.

Was auch hier wieder neben dieser großartigen Tiefe in der Beobachtung der Natur auffällt, ist

der Parallelismus, der zwischen dem natürlichen und geistigen Leben gezogen wird, der sich ohne allen Zwang von selbst ergibt, und den Christus hier einmal auf die Bitte seiner Jünger hin selbst erläutert. Aus allen diesen Beispielen geht doch auch wieder mit größter Klarheit hervor, daß es sich bei ihnen nicht um jene von mir oben gekennzeichnete mystische Symbolik handelt, sondern um den Nachweis der Gleichartigkeit der Gesetze in Natur und Geist, so daß jene wohl ein Bild für diesen, ein Gleichnis, nicht aber ausschließlich ein Sinnbild liefern können.

IV.

Wir wären am Ende unserer Betrachtung angelangt, falls wir nur untersuchen wollten, wie sich Christus zur Natur stellt, wenn er von ihr redet und spricht. Allein es könnte mir jemand entgegenhalten, daß auch die Taten Christi auf sein Verhältnis zur Natur ein eigenartiges Licht werfen. Das ist allerdings so ganz unrichtig nicht, und es möchte daher doch wohl am Platze sein, auch darauf noch kurz einzugehen. Es handelt sich dabei um Christi „Zeichen und Wunder".

Eine Beziehung zur Naturwissenschaft zeigen diese Wunder insofern, als sie Erscheinungen darstellen, welche die moderne Naturwissenschaft gern für unmöglich erklärt. Man kann die Wunder in drei Gruppen einteilen: 1. Krankenheilungen; 2. Totenerweckungen; 3. Eingreifen in die Kausalität der Naturerscheinungen. Die Wunder der ersten Kategorie ist man noch am ersten geneigt als möglich anzuerkennen, indem man Christus heutzutage für einen durch Suggestivtherapie wirkenden Heilkünstler erklärt; bei der zweiten Art von Wundern hilft man sich mit der Ausrede, es handle sich um Scheintote; bei der dritten Art (z. B. Verwandlung des Wassers

in Wein auf der Hochzeit zu Kana, Speisung der Fünftausend und Viertausend, Petri Fischzug, Verdorren des Feigenbaums, Wandeln auf dem Meer) weiß man sich nicht recht zu helfen. Vielfach entgeht man der Schwierigkeit dadurch, daß man die Wunder einfach für Ausschmückungen einer späteren Zeit erklärt. Für diesen Standpunkt haben dann überhaupt nur die Worte Christi eine geschichtliche Verbürgung, aber alles, was dem modernen Bedürfnis der kausalen Erklärung gegenüber spröde ist, wird einfach als ungeschichtlich ausgeschieden. Das ist dann natürlich das Einfachste, allein dieser Standpunkt entgeht dem berechtigten Einwand nicht: wenn alles ungeschichtlich sein soll, was dir nicht paßt, weshalb soll denn das gerade geschichtlich sein, was dir paßt? Die richtige Konsequenz ist dann doch meines Erachtens die, daß Christus überhaupt eine sagenhafte Figur war und nie existiert hat. Ich sehe in der Tat in bezug auf die Wunderberichte des Neuen Testamentes nur folgende Möglichkeiten: entweder erzählen sie wirklich Dinge, die einst geschehen sind, oder sie tun dies nicht. In letzterem Falle aber fällt für mein Empfinden auch alles andere hin, und das Neue Testament ist dann eine Schrift, bei der man Dichtung und Wahrheit nicht mehr auseinander halten kann, ja wohl nur Dichtung. Dies aber wiederum ist nach dem ganzen Charakter der neutestamentlichen Schriften einfach undenkbar

und unmöglich. Die Verfasser der Evangelien, auch des vierten, fußen unbedingt in ihren Berichten auf Tatsachen, so etwas in dieser Weise berichtet, kann unmöglich auch der allerraffinierteste Betrug erfinden.

Stehen wir aber auf diesem Standpunkt — und ich halte den, der ihn nicht teilt, für nicht ganz folgerichtig — so erhebt sich die zweite Alternative: entweder sind jene Wunder natürlich zu erklären oder sie sind es nicht, im ersteren Falle aber wäre ihr Urheber ein Schwindler oder Taschenspieler, der durch Lug und Trug die ganze Welt auf Jahrtausende hin betrogen hat; das ist aber ein völlig unfaßbarer Gedanke, unfaßbar, wenn man die hehre Person Christi betrachtet, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt, unfaßbar, wenn man an die welterschütternde und welterneuernde Wirkung der Erscheinung Christi denkt, unfaßbar im Hinblick auf den Glauben an eine sittliche Weltordnung.

Dann bleibt also nur die andere Möglichkeit: Christi Wunder sind nicht natürlich zu erklären. Allein nun verstehe man mich richtig. Ich meine mit jener natürlichen Erklärung jene platte, wie sie der Rationalismus seinerzeit versuchte. Wenn wir unter „natürlich" hier dagegen etwas verstehen, was nach den bestehenden Naturgesetzen und Kräften geschieht, so halte ich eine derartige Erklärung allerdings doch für eine ganze Reihe von Wundern Christi für möglich, denkbar und zulässig. Ich habe in meinem

schon genannten Buch „Bibel und Naturwissenschaft" den Versuch gemacht, so z. B. das Wunder der Weinverwandlung zu erklären. Ich habe es schon mehrfach ausgesprochen, daß bei den Wundern vielleicht auch oft Naturkräfte wirksam waren, die wir heute noch nicht genügend oder gar nicht kennen. Die Wunderfrage hängt für mich, das sei hier nur noch ganz kurz gesagt, lediglich von der Frage nach der Allmacht Gottes ab. Will man diese nicht zugestehen, will man Gott nur ein etwas potenziertes menschliches Können zuerkennen und schaltet man bei ihm alles wirklich übermenschliche Können hinsichtlich der Einwirkung auf die Natur aus — nun, dann allerdings sind Wunder, als freie Taten Gottes betrachtet, unmöglich. Im Grunde genommen schreibt man aber dabei, ohne es sich klar zu machen, Gott nicht einmal menschliche Macht zu; denn der Mensch tut fortwährend „Wunder".

Der moderne Mensch ist mit einer wirklich ganz rührenden Sorgfalt bestrebt, nur ja keine Durchbrechung der Naturgesetze zuzulassen. Wenn ein Bericht nur im entferntesten danach aussieht, so ist er für den modernen Menschen von vornherein unglaubwürdig und märchenhaft; denn dazu zwingt ihn der Glaube an das Dogma von den ewigen Naturgesetzen und Naturkräften, als ob zum Beweise desselben überhaupt die kurze Spanne Zeit bisheriger menschlicher Naturforschung genügte! Aber ganz

abgesehen davon, es braucht sich bei Wundern gar nicht um eine Durchbrechung von Naturgesetzen zu handeln, zumeist kommt man mit einer Lenkung, Leitung und Richtung der Kräfte vollkommen aus.

Gewiß, überlassen wir die Natur ganz und gar sich selbst, so geht sie ihre vorgeschriebenen Wege in dem streng mechanischen Kausalverlauf, der vom Naturforscher beobachtet wird; allein die Sache gestaltet sich ganz anders, wenn in dieses blinde Kausalgeschehen eine geistige Kraft eingreift und die Stoffe und Kräfte zwingt, sich ihrem Willen unterzuordnen, den, wie man sagt, „natürlichen" Verlauf zu verlassen und eine andere Richtung anzunehmen, es findet dabei nicht etwa ein Abbruch der Kausalitätsreihen statt — wie sollte dies möglich sein — sondern eine Abbiegung aus der blind mechanisch verfolgten Richtung in eine neue, welche also jene geistige Kraft (des Menschen) ihr aufzwingt. Man verfolge irgendeine zivilisatorische Arbeit des Menschen an und in der Natur: sie erzeugt Wunder in diesem Sinn; man denke also z. B. nur an die Veränderung eines Flußlaufes, sie ist für die natürlichen Verhältnisse seiner Umgebung durchaus ein Wunder. Wie diese von Natur sind, erscheint es undenkbar, daß der Fluß in kurzer Zeit einen anderen Verlauf nehmen sollte. Nun kommt der Mensch, ändert infolge seines geistigen Erfassens der ganzen Sachlage jene Verhältnisse ab und zwingt den Fluß, seinen

für ihn vorher allein „natürlichen" Verlauf zu verlassen und einen neuen, von ihm, dem Menschen, gewollten Verlauf zu nehmen. Vom Standpunkt des Flusses aus muß dieses Eingreifen des Menschen unbedingt als etwas Übernatürliches erscheinen.

So geht es mit vielen Arbeiten des Menschen an der Natur, wir machen es uns gemeiniglich gar nicht klar, daß wir damit „Wunder" verrichten. Wenn ich nun aber dem Menschen solche Wunderkraft zuschreiben muß, so ist es doch offenbar töricht, an einen Gott zu glauben, ihm geistige Kraft, Schöpfermacht usw. zuzuschreiben, aber ihm nicht einmal die Möglichkeit eines derartigen Eingreifens in den Naturverlauf, nämlich des Lenkens der Kräfte zuzumuten. Man macht dabei, wie ich es schon oft gesagt habe, nicht Ernst mit Gottes Allmacht, man stellt sie sich rein menschlich vor, ja, wie ich eben auseinandersetzte, sogar untermenschlich. Dies zur kurzen Erläuterung meines Standpunktes dem Wunder gegenüber. Von ihm aus muß ich sagen: Alles was in der Natur geschieht, ist natürlich, mag es für unser gegenwärtiges Wissen erklärlich sein oder nicht, darauf kommt es gar nicht an. Es muß also auch früher oder später für unser wachsendes Erkennen eine „natürliche" Erklärung jener Wunder geben; denn wenn Gott Wunder tut, so geschieht das doch mit Hilfe seiner eigenen Gesetze oder Kräfte, und wenn wir dies heute auch noch nicht einsehen und

erklären können, so folgt daraus doch noch nicht die Unmöglichkeit des Wunders an sich.

Danach wird man von vornherein geneigt sein dürfen, für manche Wunder Christi eine einstige „natürliche“ Lösung anzunehmen, für andere (Totenerweckungen) wird dies kaum denkbar sein. So oder so, jedenfalls müssen wir dies eine von ihnen sagen: sie sind wie die Schöpfung u. a. m. ein Ausfluß, eine Demonstration der göttlichen Urkraft selbst. Sie sind ein Zeichen dafür, daß mit ihrem Urheber Gott selbst und seine Schöpferkraft gewesen ist, sie sind eine Bestätigung der göttlichen Sendung und Natur Christi, und es handelt sich dann überhaupt nur noch um die Frage, wie man sich die Erscheinung Christi selbst vorstellen oder doch wenigstens rechtfertigen soll. Vorstellen freilich werden wir sie uns in diesem Leben nie können, ohne der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, aber rechtfertigen läßt sie sich sehr wohl: wenn man überhaupt an einen allmächtigen, persönlichen Gott, an einen Schöpfer und Erhalter des Weltalls glaubt, dann sollte man doch wirklich auch den weiteren Schritt tun können, an die Möglichkeit einer Verkörperung der göttlichen Kraft in einem Menschen zu glauben, — und dies zugestanden, erklart sich die Gestalt Christi ganz von selbst, alle seine Reden, alle seine Taten und vor allem auch das dem Abschluß seines Erdenlebens folgende und es besiegelnde größte Wunder, seine

Auferstehung. Nur kurz sei hier noch darauf hingewiesen, daß das Wunder der Auferstehung, an das zu glauben uns die Art und Weise des Berichts, sowie die nur durch dasselbe zu erklärende geschichtliche Wirkung des Todes Christi zwingt, auch die Glaubhaftigkeit aller anderen Wunder verbürgt.

Kurz gesagt, die Zeichen und Wunder Christi zeigen, daß er seiner eigentlichen Natur nach außerhalb oder vielmehr über der Natur stand, und zwar dadurch, daß er Teil hatte an der die Natur schaffenden und erhaltenden Kraft Gottes.

Schlußwort.

Wie hoch und erhaben steht nach alledem die edle Gestalt Christi vor uns! Da ist nichts von ungesunder Schwärmerei, nichts von einer Verkennung der Wirklichkeit und der Natur. Er liebte die Natur als die Schöpfung seines himmlischen Vaters. Gott stand ihm zwar hoch über der Welt, aber mit liebevoller Sorgfalt regiert und erhält er sie, wie wir es täglich daran sehen, daß sie nicht ziellos auseinanderfällt in ihre Atome, sondern planvoll und zielstrebig auf ein gottgewolltes Ende hinarbeitet. Daß Gott die ganze Welt regiert, die Lilien auf dem Felde, die Vögel unter dem Himmel, das Haar auf dem Haupte, die rollenden Sterne am Firmament, das sorgende Menschenherz, den sinnenden Geist, dies alles war Christi felsenfeste Überzeugung, der Grundton seiner ganzen Naturauffassung, allein über das Wie dieser Weltregierung sprach er sich nicht aus, darüber stellte er keine Gesetze und Meinungen aus, das überließ er der kommenden Zeit und ihren die Natur erforschenden Geistern. So befreite er also — nun werden wir es ganz verstehen — die Natur von der drückenden Fessel der Naturgötter und

schuf den Menschen die Möglichkeit, die Welt frei zu erforschen und mit ihrem Geist zu durchdringen. Ich möchte aber wissen, was man vom Standpunkt des gesetzlichen Naturgeschehens aus gegen den Gedanken einwenden will, daß Gott, der Schöpfer dieser Welt, sie nun auch tagtäglich, ja in jedem Augenblick, eben mit Hilfe des gesetzlichen Naturgeschehens trägt und erhält.

Die christlichen Naturforscher aller Zeiten — und solche hat es stets gegeben, wenn auch heute im Gegensatz zur Vergangenheit in der Minderzahl — haben an die Gesetzlichkeit des Naturgeschehens geglaubt, ja sie selbst zu erforschen und zu begründen gesucht, ohne dadurch im geringsten in ihrem Glauben irre gemacht zu sein, daß Gott die Welt erhält und regiert, d. h. sie standen trotz ihrer Forschung in dem Glauben Jesu Christi.

Und so dürfen auch wir uns trotz unseres christlichen Glaubens voll und ganz der Erforschung und Beobachtung der Natur hingeben, in ihr die gewaltige Gesetzmäßigkeit des Kosmos erkennen, aber auch die Weltregierung eines Vaters im Himmel. Wer sich mit der Gesetzmäßigkeit allein begnügt und in allem Geschehen das blinde Wirken blinder Zufallskräfte sieht — wir hindern ihn daran nicht; aber *wir* gehen darüber hinaus, *wir* wollen mehr. Wir nehmen auch für unsere Auffassung die Gesetzmäßigkeit in Anspruch, ja wir geben von ihr keinen Deut

auf; allein neben ihr und hinter ihr sehen wir nicht das bleiche, rätselhafte Grinsen des Zufalls, sondern das liebende und unserem innersten Wesen so verständliche Antlitz eines Vatergeistes. Und das ist ja doch im tiefsten Grunde auch die Natur- und Weltauffassung Christi gewesen, dieselbe, welche die Wissenschaft aus der Knechtschaft der Naturreligion befreite, indem sie der Natur gab, was der Natur ist, und Gott, was Gottes ist, welche auf der einen Seite die Freiheit der Wissenschaft verbürgte und auf der anderen Natur und Welt, trotz und neben aller wohlberechtigten Forschung, als das Gleichnis eines höheren geistigen und geistlichen Daseins erkennen lehrte.

Christentum und Zeitgeist.

Hefte zu „Glauben und Wissen“.

Unter diesem Titel gedenken wir Broschüren in zwangloser Folge herauszugeben, welche in der Richtung der Ziele unserer Zeitschrift „Glauben und Wissen“ liegen, die also den Zusammenhang zwischen dem biblischen Christentum und dem modernen Weltbild dartun und eine Versöhnung beider anstreben sollen, soweit sie möglich ist. Wir können in unserer Zeitschrift ihres beschränkten Umfangs wegen nur kleinere Aufsätze bringen. Die größeren in unserer Broschüren-Sammlung sollen diesem Übelstand abhelfen und den Inhalt der Zeitschrift ergänzen. Auf leicht verständliche Form werden wir auch hier sehen.

Der Preis beträgt für den Bogen 30 Pfennig, so daß die Hefte also recht billig sind. Wir wollen aber für unsere Abonnenten den Bezug dadurch erleichtern, daß wir ihnen bei Verpflichtung, alle im Jahr erscheinenden Hefte (etwa 6 im Umfange von 2—4 Bogen) zu beziehen, dieselben für 20 Pfennig ablassen. Es kosten also in diesem Falle Heft I M. —.80, Heft II M. —.60, Heft III M. 1.40.